

Rilke in Bern |  
*Sonette an Orpheus*

*Rilke*

Blätter der Rilke-Gesellschaft

32 | 2014

*Wallstein*

Rilke in Bern  
*Sonette an Orpheus*

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Jörg Paulus und Erich Unglaub



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:

PD Dr. Jörg Paulus  
Technische Universität Braunschweig  
Institut für Germanistik  
Bienroder Weg 80  
38106 Braunschweig  
E-Mail: j.paulus@tu-bs.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN 978-3-8353-1493-1

## *Nachruf auf Ulrich Fülleborn*

Ulrich Fülleborn, geboren am 21. April 1920 in Ritschenwalde bei Posen, ist am 16. November 2012 in Erlangen verstorben. Er studierte Germanistik, Philosophie, Anglistik und Romanistik in Berlin und Hamburg, promovierte und habilitierte sich in Hamburg und war von 1965 bis zu seiner Emeritierung 1988 Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Als Gastprofessor lehrte er in Middlebury/Vermont, Australien (Melbourne, Sydney und Adelaide), Santa Barbara/Kalifornien und Lawrence/Kansas. Viele Jahre war er Mitglied und Vorstandsmitglied der Rilke-Gesellschaft.

Der erste Satz, der mir zu Ulrich Fülleborn einfällt, ist eine englische Redewendung, für die es keine überzeugende deutsche Übersetzung gibt: They don't make them like this anymore. Damit meine ich nicht, dass es heute keine großen Forscherpersönlichkeiten und inspirierenden Lehrer gebe – die gibt es sicherlich. Aber das, was Ulrich Fülleborns Besonderheit ausmachte, findet sich heute so leicht nicht mehr. Das liegt wohl daran, dass in seinem Fall Generationserfahrung und individuelle Persönlichkeit eine besonders glückliche Verbindung eingegangen sind.

Die Generationserfahrung ist natürlich die des Krieges, den Ulrich Fülleborn in seiner ganzen Länge miterlebt hat. Nach Abitur und Arbeitsdienst wurde er bereits im Herbst 1938 zur Wehrmacht einberufen, so dass der Wehrdienst nahtlos in den Weltkrieg überging, sechs lange Jahre lang. Sicher ist der Krieg nicht der Vater aller Dinge und schon gar nicht der der Wissenschaft, wohl aber war die Kriegsgeneration, die wie Ulrich Fülleborn 1946 unter den kargsten Verhältnissen ihr Studium aufnahm, eine Studierendengeneration ganz besonderer Art. Da ging es nicht um ein Luxus- oder Verlegenheitsstudium, wie heute allzu oft, aber auch nicht einfach um die Suche nach Berufsausbildung und Berufsqualifikation. Dies war eine Generation mit äußerstem Wissenshunger und den äußersten Anforderungen an sich und an ihre Studiengegenstände. Denn die mussten einem Sinn für Wichtigkeit und Ernst standhalten, dessen Maßstab an den äußersten Erfahrungen und Entbehrungen ausgebildet worden war: Um existenziell Wichtiges hatte es zu gehen – und um die Befriedigung eines ganz elementaren Hungers nach bisher verschlossenen geistigen und ästhetischen Welten. Gegenüber ideologischen Systemen aller Art dagegen bestand ein gleichermaßen elementares Misstrauen: Offenheit war ebenso ein zentraler Wert wie individuelle, existenzielle ethische Verantwortung.

Es ist diese Generationserfahrung, die Ulrich Fülleborn als Wissenschaftler wesentlich geprägt hat: Ein undogmatischer, von Heidegger nur inspirierter Existenzialismus, ein Bedürfnis nach ethischer Fundierung seiner literaturwissenschaftlichen Arbeit, ein Misstrauen allen dogmatischen Schulen gegenüber und zugleich ein großes Vertrauen in die Fähigkeit von Kunst und Literatur, Form und Offenheit miteinander zu verbinden.

Diese Grundeinstellung hat auch die Wahl seiner Forschungsgegenstände bedingt: Das war zum einen natürlich die Literatur der Moderne, die er in der Lehre in großer Breite vertrat. In der Forschung lagen die Akzente vor allem auf Kafka,

Hofmannsthal, Trakl, Celan sowie, ganz besonders, auf Rainer Maria Rilke. Und in der Rilke-Forschung hat Ulrich Fülleborn auch besonders nachdrückliche und bleibende Akzente gesetzt: von seiner 1960 veröffentlichten Dissertation *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, die, zusammen mit Beda Allemanns fast gleichzeitig erschienener Arbeit, ernsthafte Rilke-Forschung überhaupt erst begründet hat, über sein langjähriges, von zahlreichen Vorträgen und Aufsatzpublikationen begleitetes Wirken in der Rilke-Gesellschaft, bis zur späten Summe seines Wissens in den Kommentaren zu den Lyrik-Bänden der 1996 erschienenen Rilke-Ausgabe, an denen ich mit ihm zusammen arbeiten durfte. Noch heute findet sich kaum eine Publikation zu Rilke, in der Ulrich Fülleborn nicht zitiert wird.

Ein zweites Forschungsfeld war die Literatur des Frührealismus – eine Epoche, die ebenso wie die Zeit nach 1945 mit einem globalen Zusammenbruch aller weltanschaulichen Gewißheiten fertig werden musste und die allzu lange als literarisches ›Biedermeier‹ verharmlos worden war. Erst Ulrich Fülleborn hat die weltanschauliche wie formale Modernität dieser Zeit entdeckt. Sein besonderes Interesse galt hier dem ebenfalls unterschätzten, als österreichischer Klassiker und Konservativer missverstandenen Dichter Franz Grillparzer. Ihm widmete er seine 1966 erschienene Habilschrift *Das dramatische Geschehen im Werk Franz Grillparzers* – und auch hier blieb er dem Autor in zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen vor der Grillparzer-Gesellschaft treu. 1974 wurde er für seine Arbeiten von der österreichischen Regierung durch die Verleihung des Grillparzer-Ringes geehrt.

Ein drittes Forschungsgebiet war das Prosagedicht, das Ulrich Fülleborn in der kleinen Monographie *Das deutsche Prosagedicht. Zu Theorie und Geschichte einer Gattung* (1970) und einer zweibändigen Anthologie für die Germanistik überhaupt erst entdeckt hat: eine Gattung zwischen den Gattungen, von prosaischer Offenheit und lyrischer Geschlossenheit, eine kleine Form, die an sich zugleich die größten dichterischen Ansprüche stellt.

So könnte man weiter Einzelnes aufzählen, ohne der Vielfalt dieses Forschungswerkes wirklich gerecht zu werden. Erwähnen will ich aber unbedingt noch Kleist, den Ulrich Fülleborn immer geliebt hat und dem seine letzte Buchpublikation galt: *Die frühen Dramen Heinrich von Kleists* (2007).

Wer nach dem roten Faden sucht, der sich durch die genannten und durch viele ungenannte Forschungsgebiete hindurchzieht, wird sich an die im Jahre 2000 unter dem Titel *Besitz und Sprache* veröffentlichte Aufsatzauswahl halten müssen und an die 1995 bei Insel erschienene, Liselotte Fülleborn gewidmete Monographie *Besitzen als besäße man nicht*, mit dem Untertitel »Besitzdenken und seine Alternativen in der Literatur«. Damit ist der *basso continuo* benannt, der fast alle Einzelpublikationen begleitet hat: »Non-Possessives Denken«, Denken ohne Besitzanspruch, steht zugleich für eine Denk- und Lebenshaltung, die nichts feststellen und in Besitz nehmen will, wie auch für das offene Spiel der Bilder und Formen, in dem für Ulrich Fülleborn das Faszinosum und die große Leistung der Literatur lag. Diese non-possessive Haltung hat er, gerade in seinen letzten Lebensjahren, mit einer selbstverständlichen Konsequenz gelebt, die mich mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte.

Generationserfahrung und Forscherpersönlichkeit waren prägend, schrieb ich eingangs. Von der Persönlichkeit kann ich nur bezeugen, was ich selbst erlebt habe: nie nachlassende intellektuelle Neugier, Weisheit und Gelassenheit gegenüber allen Widrigkeiten des Lebens, Toleranz bis zur Selbstverleugnung, Nachsicht, Freundlichkeit, Güte, nicht zuletzt aber auch einen Eindrücken aller Art gegenüber aufgeschlossenen ästhetischen Sinn, der auch seine Vorträge und Publikationen bestimmte: geistige Offenheit in wohlkomponierter Form. Ulrich Fülleborn hat geforscht, wie er gelebt hat. They don't make them like this anymore – er wird sehr vermisst werden ...

Als Vers für seine Beerdigung hat Ulrich Fülleborn selbst noch die Schlussstrophe des Rilke-Gedichtes *Taube, die draußen blieb* ausgewählt:

Über dem Nirgendssein spannt sich das Überall!  
 Ach der geworfene, ach der gewagte Ball,  
 füllt er die Hände nicht anders mit Wiederkehr:  
 rein um sein Heimgewicht ist er mehr

*Manfred Engel*

### *Nachruf auf Rätus Luck*

Dr. Rätus Luck gehörte mit der Baronin Tita von Oetinger, dem Anwalt Dr. Peter von Roten und Dr. Georg Luck, seinem Bruder, damals Professor für klassische Philologie in Bonn, zu den Gründern der Rilke-Gesellschaft. Georg Luck hat mich vor ein paar Jahren brieflich darauf aufmerksam gemacht, dass die Auskunft über die Entstehung der »Rilke-Gesellschaft« in den *Blättern* (29/2008, S. 269) nicht ganz zutreffend sei. Dort steht zu lesen, die Rilke-Gesellschaft sei 1971 »von Baronin Tita von Oetinger in Saas-Fee« gegründet worden. »Die Rilke-Gesellschaft«, schrieb Georg, »wurde nicht von Baronin Tita von Oetinger allein gegründet, sondern von ihr und mehreren anderen Personen, nämlich Peter von Roten, Rätus Luck und mir. Peter von Roten und mein Bruder haben eine ganz wesentliche Rolle schon in der Vorgeschichte der Gründung gespielt, ich dagegen habe nur als Statist gewirkt, war aber immerhin in jener denkwürdigen Nacht dabei und an der Gründung der Gesellschaft mitbeteiligt.«

Jetzt, da alle tot sind, die Baronin Tita von Oetinger, Peter von Roten, Rätus und auch sein Bruder Georg, da denkt man mit Wehmut zurück und lässt sich von Georg Luck gerne erinnern an die unbekümmert-heiteren Umstände der Gründung Pfingsten 1971:

Tita war eine großzügige Gastgeberin. Das Raclette wurde von einer echten Walliserin in ihrer heimischen Tracht zubereitet, und der Fendant floss in Strömen. Das Geschäftliche wurde fast ausschließlich von Peter von Roten und meinem Bruder erledigt. Irgendwanneinmal brachte mir Tita die Gitarre von Carl Zuckmayer, [dessen Chalet in der Nähe lag], ein vorzügliches Instrument; ich stimmte die Saiten und spielte darauf.

Gegen Mitternacht erschien Tita wieder mit einer Tausendfrankennote in der Hand; wir anderen beteiligten uns mit kleineren Beträgen, und die Gesellschaft war in aller Form gegründet. So geschah es.

Mit herzlichen Grüßen und allen guten Wünschen zum Neuen Jahr,  
Dein Georg.

Das neue Jahr, das war das Jahr 2009. Georg Luck und ich, wir haben, wie sich das gehört, alles genauestens überprüft und uns dann geeinigt und festgestellt, dass die ungenauen Angaben über der Gründung der Gesellschaft schon in der ersten Ausgabe der *Blätter* von 1972 zu lesen waren, und dass für die Redaktion dieser Ausgabe Rätus Luck zuständig gewesen war. Wir deuteten dann die Formulierung einvernehmlich als Zeichen der Bescheidenheit der anderen Beteiligten und als noble Geste auch »gegenüber der Baronin, die damals noch lebte.«

Nun sind alle Gründungsmitglieder nicht mehr unter den Lebenden. Die Baronin Tita von Oetinger starb Weihnachten 1978, Peter von Roten im August 1991, Rätus Luck 2012 und sein Bruder Georg ein halbes Jahr später, am 17. Februar 2013 an seinem 87. Geburtstag. Das war ein Sonntag.

Es hat eine neue Zeit begonnen. Wir haben keine Zeugen mehr des Anfangs. Gerade deshalb sind das Raclette, der in Strömen fließende Fendant, das Spiel auf Carl Zuckmayers Gitarre und die Formalitäten der Gründung der Rilke-Gesellschaft bis hin zur finanziellen Erstausrüstung wunderbare Zeugnisse heiter gelebter Gegenwart, der Fülle und Dichte sorgfältig und genau erinnertes Vergangenes und verantwortlich geplanter Zukunft.

Die Beziehung der Brüder Georg und Rätus Luck war sehr intensiv und von großer gegenseitiger Achtung und Freundschaft bestimmt. Nach dem frühen Tod des Vaters wurde der ältere Georg so etwas wie ein Vater-Ersatz und ein Vorbild, der unseren Rätus einführte in »die Welt der Bücher und der großen Geister, der Welt überhaupt«. Dieser »Einführung« begegnet man etwa in der von Rätus besorgten Ausgabe der *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart* (1977) im Dankeswort an »den Bruder, Professor Dr. Georg Luck (Baltimore / Bern), und seiner Frau Harriet Luck« für die Hilfe beim Korrekturlesen (1977) und im Dank auch mehr als 30 Jahre später gelegentlich des Vortrags von Rätus Luck in Paris 2009 über das Interview, das Rilke dem Journalisten Frédéric Lefèvre im Sommer 1925 gewährt hatte (BIRG 30/2010, S. 54, Anmerkung 1): »Ich danke herzlich meinem Bruder Georg Luck, der mich auf das Interview hingewiesen hat.«

Ich persönlich habe Georg Luck über seinen jüngeren Bruder Rätus kennen gelernt. Da war Georg schon Professor für klassische Philologie an der Johns Hopkins University in Baltimore (Maryland). Er wurde mir sehr bald ein immer hilfreicher Freund, wenn ich Fragen hatte zur lateinischen Grammatik, zur Syntax des heiligen Augustinus oder zum historischen Hintergrund von Ciceros *Pro Milone oratio* und der Bedeutung dieses Musterbeispiels für das »genus iudiciale« in der Poetik Julius Caesar Scaligers, auf dessen »kritisches Selbstbewusstsein« mich Georg gelegentlich aufmerksam machte. Jahrelang hatten wir einen intensiven Austausch und zum Schluss teilten wir auch die Sorgen um die Gesundheit von Rätus und um die eigene schließlich auch.

Die erste Generalversammlung der Rilke-Gesellschaft und die Konstituierung



Madeleine Felber: Rätus Luck

des Vorstandes fand ein paar Monate nach der Gründung statt, am 2. und 3. Oktober 1971. Dem Titelblatt der ersten Nummer der *Blätter der Rilke-Gesellschaft* (1/1972) kann man entnehmen, dass Dr. Rätus Luck die »Redaktion« übernommen hatte, dass er, der »Leiter des Rilke-Archivs in der Schweizerischen Landesbibliothek«, Mitglied des Vorstandes geworden war, dass er zu den »Mitarbeitern« des ersten Heftes gehörte und dass das Sekretariat der Gesellschaft seinen Platz gefunden hatte in dem von Rätus Luck geleiteten »Schweizerischen Rilke-Archiv in der Hallwylstrasse 15, CH – 3003 Bern«.

Was dieses erste Titelblatt anzeigt, das werden die Jahre, die folgen, bestätigen. Rätus Luck wird zwar sehr bald die Redaktion der *Blätter* abgeben und die Führung des Sekretariats, aber er wird der gute Geist bleiben, wo und wann immer er gebraucht wurde, nicht nur als Verwalter des kulturellen Erbes, sondern auch als der Gestalter seiner Zukunft. Dem Vorstand der Rilke-Gesellschaft wird er sein Leben lang angehören, wird sein Leben lang das Rilke-Archiv betreuen als Bibliothekar, als Leiter der deutschsprachigen Handschriftenabteilung, als Vizedirektor der Bibliothek. Rätus Luck wird nach Peter von Roten und nach Jacob Steiner der dritte Präsident der Rilke-Gesellschaft (1994-2004), Ehrenpräsident schließlich, Präsident der Fondation Rilke in Sierre (1986-2008) und er bleibt ein gründlicher Philologe, ein dauerhafter Rilkeforscher, Herausgeber, Übersetzer, Kommentator, Interpret, ein zuverlässiger Förderer der Rilke-Gesellschaft, gelassen tätig, ohne je zu stöhnen oder sich zu beklagen. Man brauchte ihn nie um etwas zu bitten, es genügte die Beschreibung der Lage wie etwa im Falle der Brief-Konkordanz, deren Aktualisierung und Betreuung er übernahm nach dem Tode von Ferenc Szász. Aufmerksam, teilnehmend, sachlich, zurückhaltend immer.



Seine erste Publikation in der ersten Nummer der *Blätter* (1/1972, S. 51-62) geht auf den Vortrag zurück, den er auf der ersten Jahresversammlung (heute sagen wir »Tagung«) der Rilke-Gesellschaft am 2./3. Oktober 1971 in Saas-Fee vorgetragen hatte. Der Vortrag hatte den Titel: *Das schweizerische Rilke-Archiv*.

Der Beitrag belegt nicht nur die Kompetenz des Autors, seine Orientierung an der Sache, seine Kenntnis der Texte und Quellen, seine Übersicht und Gründlichkeit, sondern zugleich seinen Sinn für eine werbende Öffentlichkeitsarbeit. Wer den Aufsatz heute nach mehr als vierzig Jahren liest, wird dies nicht ohne Rührung tun, weil die historische Distanz spürbar ist hinter der Aktualität der einbezogenen Forschung und dem Blick für das damals noch Ausstehende, heute selbstverständlich Gewordene. Man entdeckt in dem Beitrag Ingeborg Schnacks (damals) gerade erschienene Arbeit *Rilke in Ragaz* (1970), die *Chronik* war noch nicht verfügbar, sie erschien erst drei Jahre später. Eudo C. Masons Doktorarbeit ist zitiert in der zweiten »berichtigten Ausg.« von 1964 und sogar Masons Aufsatz über *Rilkes Humor* von 1972 ist an entscheidender Stelle erwähnt wie auch die etwas früher – 1969 – in den *University of Kansas Libraries* herausgekommene Studie George C. Schoolfields mit dem Titel *Rilke's last year*. Und Rätus Luck beruft sich (natürlich, muss man sagen) auch auf den Anhang dieser Studie (*The Henry Sagan Rilke Collection*), um Ziel und Aufgabe des Schweizerischen Rilke-Archivs zu definieren, das, worum sich alle bemühen sollten und wollen, »die Verantwortlichen wie die Benützer«. Erkennbar wird in diesem Artikel der Wissenschaftler wie der bildungspolitisch engagierte Praktiker, wie wir ihn gekannt haben all die Jahre hindurch.

Beides hatte Anfang der 70er Jahre schon seinen biographischen Hintergrund, wissenschaftlich wie beruflich. Wissenschaftlich ausgewiesen war Rätus Luck, bevor er sich näher mit (dem Schweizer) Rilke zu befassen begann. Nach dem Studium der Germanistik, Zeitungswissenschaft und Volkskunde in Bern, Bonn und Zürich promovierte er mit einer sehr umfangreichen (654 Seiten) und gründlichen Arbeit über *Gottfried Keller als Literaturkritiker*. Die Arbeit lag 1970 schon gedruckt vor und war sicher schon abgeschlossen, als Dr. phil. Rätus Luck Bibliothekar wurde in der (damals noch) »Schweizerischen Landesbibliothek«. Außerhalb der Rilke-Forschung lag auch die Mitarbeit von Rätus Luck an der *Historisch-kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke Conrad Ferdinand Meyers*. Der von ihm betreute Band 15 erschien 1985 und umfasst (Text, Apparat und Kommentar) 820 Seiten.

Diese Ausgabe fügt sich in die herausgeberischen Arbeiten auf dem Gebiet der Rilke-Forschung oder, wie man auch sagen könnte, sie ist umgeben von den zahlreichen Ausgaben von Briefen und Dokumenten rilkescher Provenienz, der *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart* (1977), der Dokumentation zu *Rilkes Schweizer Vortragsreise* (1986), des *Briefwechsels mit den Brüdern Reinhart* (1989) und den anderen einschlägigen Arbeiten von 1990 und 1996 bis hin zu *Rilkes Briefwechsel mit Rodin* von 2001. Dieser Band ist nicht nur intensiv kommentiert, er bringt auch alle französisch geschriebenen Briefe und Zitate in deutscher Übersetzung. Die Zweisprachigkeit hat Rätus Luck auch genutzt, manche Verständigungsprobleme zwischen Rodin, der überhaupt kein Deutsch sprach, und dem gelegentlich im Französischen unbeholfenen Dichter einsehbar zu machen. Die sprachliche Begabung

wurde wieder fruchtbar im Supplementband der *Kommentierten Ausgabe* (2003), in der Rätus Luck Rilkes französische Gedichte in deutsche Prosa übertragen hat.

Man darf sich wundern, dass das alles neben der beruflichen Tätigkeit geleistet wurde oder in den Worten einer Ernennungsurkunde des ›Eidgenössischen Departements des Innern‹ als *Nebenberufliche Tätigkeit* gewertet werden muss.

Die Fakten, die Daten, die Zahlen, sie lassen sich reihen und fügen, aber sie vermitteln nur eine ganz ungefähre Vorstellung von dem Menschen, der er war: Rätus Luck, der es verdient, dass man an ihn denkt, sich seiner erinnert, nachdenklich, bewundernd, dankbar. Für die, die ihn gekannt haben, war und bleibt sein Tod eine schmerzliche Erfahrung. Rätus Luck starb am 22. August 2012 in Bern, in dem Haus, in dem er geboren wurde und gelebt hat bis zum Schluss. Er hatte es übernommen, genau vier Wochen später auf der Tagung der Rilke-Gesellschaft in Bern, eine Führung durch das Hotel Bellevue zu organisieren und zu leiten. Ein paar Tage vor seinem Tod habe ich mit ihm telefoniert. Er lag in einem Berner Spital in einem Zimmer mit einem »schönen Blick auf die Alpen«. Wir waren beide zuversichtlich und voller Hoffnung und sahen alles, im »grünen Bereich« oder, wie er sagte, »im zart-grünen Bereich«. Dass er entlassen werde »am kommenden Mittwoch«, das sagte er und wir empfanden beide die angekündigte Rückkehr in den Lilienweg 18 als ein gutes Zeichen. Ich war bekümmert und besorgt, aber Rätus beruhigte mich. So war er. Er wollte mich beruhigen, denke ich jetzt. Wir waren arglos und wir dachten nicht daran aufzugeben, Rätus nicht daran, abzusagen, und ich nicht an eine Änderung des Programms. Wir kannten uns lange und ich wusste, dass auf ihn Verlass war. Rätus war von einer geduldigen und in sich ruhenden Zuversichtlichkeit. Er wurde auch entlassen aus dem Krankenhaus, so wie man es ihm gesagt hatte. Aber er erholte sich nicht und starb zuhause. An seinem Todestag haben der um ihn immer besorgte Bruder Georg und ich mehrere Mails ausgetauscht. Die eine enthielt die Nachricht: »Rätus ist heute Nachmittag gestorben.« Wir waren beide sehr überrascht, »trüb erstaunt«, und wir dachten, wir müssten uns irren.

Später erfuhr ich, dass Rätus schon Anfang des Jahres seinen Lebenslauf aufgeschrieben hatte, eine längere Fassung am 20. Januar, eine kürzere am 19. Februar 2012. Es handelt sich dabei um einen Rückblick auf das eigene Leben und das seiner »Familien«, im Ganzen ein Zeugnis der Bewunderung und der Dankbarkeit. Diese Aufzeichnungen vom Januar und Februar 2012 sind mitbestimmt von dem nicht ausdrücklich betonten, aber spürbaren Wissen um die eigene Lage, niedergeschrieben ohne Klage und ohne Bitterkeit. Was deutlich ausgesprochen ist, das ist einzig die Sorge um die anderen, um die, die er wird verlassen müssen: »Leicht macht mir den Abschied, dass ich Euch gegenseitig in guten Händen weiß. Geht liebevoll und respektvoll miteinander um und grüßt die Katzen, wenn sie sich zeigen.«

Diese Worte unseres ehemaligen Präsidenten und Ehrenpräsidenten Dr. Rätus Luck haben eine über die Familie hinausreichende Gültigkeit und sie werden bestätigt durch das, was er gleichzeitig noch getan hat. In einem Brief, der dasselbe Datum trägt wie die zweite Fassung des Lebenslaufes, also »Bern, 19. Februar 2012«, entschuldigt er sich dafür, dass er an der bevorstehenden Sitzung des Vorstands der Gesellschaft nicht teilnehmen können und fügt eine Liste bei mit Vorschlägen für die Tagung im Herbst mit »ein paar gutgemeinten Hinweisen, was in das

Programm ›Bern‹ aufgenommen werden könnte«. Die Worte an die Familie und der Brief an den Vorstand, sie gelten dem Leben. Die der Welt zugewandten Worte haben Gewicht, weil sie die Worte eines sterbenskranken Menschen sind. Und sie sind Zeugnisse der Kraft zum teilnehmenden Abschied. Das gilt auch für den »Zwischenbericht«, den Rätus Luck als ›Co-Präsident der Gesamtkirchgemeinde Bern‹ am 26. 1. 2012 formuliert hat. Bekümmert und besorgt um die Zukunft der Gemeinde, der er angehört, ist das eigene Selbst nur im Rat für die anderen gegenwärtig.

Wenige Wochen nach seinem Tode erschien ein Artikel von ihm in der Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs gelegentlich der Edition des *Berner Taschenbuchs* und der Rilke-Tagung 2012 in Bern. Diesen Beitrag hat Rätus Luck geschrieben, leidend und um sein Ende wissend. Aber erst nachträglich entdeckt man den inneren Zusammenhang zwischen der Wahl des Gegenstandes und der eigenen Lage, den Überlegungen und der Situation des nachdenklich schreibenden Interpreten. Die Texte, mit denen sich Rätus Luck befasst in diesem Artikel zur rilkeschen Briefrhetorik, sind Briefe Rilkes aus seinem letzten Lebensjahr, geschrieben einige Monate vor seinem Tod. Aus diesen Briefen spricht, darin ist Rätus Luck zuzustimmen, so etwas wie ein bitter scherzhafter Ton, gesetzt als absichtlicher Kontrapunkt, »zur trostlosen Wirklichkeit der letzten Lebensmonate«.

Der Leser von Rätus Lucks Erläuterungen zu diesen Briefen Rilkes erfährt in der teilnehmend-deutenden Vermittlung des Fremden so etwas wie die Wahrnehmung des Eigenen. Der Wechsel und Austausch ist unabsehbar, ist man einmal »als Leserin und Leser auf die Spur gebracht« wie der die Zeilen in der *Quarto* einsehende Leser von dem Rilke deutend lesenden Rätus Luck.

Zum Vertrauen auf die teilnehmende Einsicht des Lesers gehört auch der immer spürbare Humor von Rätus Luck als die auch uns, seinen Lesern, verbliebene Form der versöhnlich-tröstenden Rede. Alles, was man von Rätus lesen kann, wirkt wie eine Hoffnung spendende Zurede.

Es kann sein, dass es diesem Leser so ergeht, wie dem Leser, an den Rilke gedacht hat gelegentlich seiner in Paul Sabatiers *Vie de Saint François d'Assise* eingeschriebenen Widmung, die Rätus Luck aus dem Französischen ins Deutsche übertragen hat:

Daß es uns erlaubt sei von Zeit zu Zeit, zu weinen und zu träumen über einem Buch, aber sich trotzdem weit zu öffnen: Das heißt leben, um *gelesen zu werden* von Gott, der uns versteht.

Lieber Rätus, weiter als bis zu einem Optativ bist auch Du nicht gekommen, hast es nicht zur Gewissheit gebracht. Aber darin bist Du auch der, zu dem wir Vertrauen haben können, wenn wir lesen, was Du geschrieben hast. Du warst nicht sicher, aber Du warst nicht ohne Hoffnung. Wenn wir lesen, was Du geschrieben hast, werden wir das spüren und Dir dafür dankbar sein.

Der Gruß an die Katzen, mit dem Du Deinen Lebenslauf abgeschlossen hast, bezeugt eine Zuwendung, wie wir sie uns wünschen, von welcher Seite auch immer. Unter Deinen Arbeiten findet sich ein ganz humorvoll-liebenswürdiger Aufsatz über Rainer Maria Rilke und die Tiere, besonders über Rilke, Balthus und Mitsou, den Kater. Beim Lesen dessen, was Du da mit heiterer Zustimmung geschrie-

ben hast, nachdenklich und fragend, nuancenreich abwägend und unterscheidend zwischen »verloren gehen« und »verlorengehen«, fiel mir der nachgetragene Bedingungssatz ein, mit dem Du um den Gruß an die Katzen batest: »und grüßt die Katzen, wenn sie sich zeigen.«

*August Stahl*

### *Nachruf auf Renate Scharffenberg*

19. Januar 1924 – 8. Juni 2013

»Von meinen Bildern halte ich kein anderes für wesentlich gültig«, schrieb Rainer Maria Rilke ein Jahr vor seinem Tod, »als die bei einzelnen Freunden, in Gefühl und Gedächtnis, noch bestehenden, vergänglichen« (an Nanny Wunderly-Volkart, 27. 10. 1925).

Die »Bilder« Rilkes, die wir Renate Scharffenberg verdanken, waren nicht aus persönlichen Begegnungen gewonnen. Sie war, als der Dichter starb, nicht ganz drei Jahre alt. Persönlich begegnen aber durfte sie in ihrer Jugendzeit einer Vielzahl von Menschen aus seinem unmittelbaren Umfeld: der Ehefrau Clara Rilke-Westhoff, der Tochter Ruth und der Enkelin Christine, Baladine Klossowska, Nanny Wunderly-Volkart, Anton und Katharina Kippenberg, um nur einige zu nennen. Und sie hat viel dazu beigetragen, dass deren »Bilder« Rilkes erhalten und lebendig geblieben sind, zusammen mit den »Bildern« dieser Freunde selbst. Die Rilke-Gesellschaft hat sie nicht zuletzt in Würdigung dieser »Verdienste um die Beschreibung von Leben und Werk des Dichters« 2008 in Paris zum Ehrenmitglied gewählt.

Nun ist Renate Scharffenberg am 8. Juni 2013 im Alter von 89 Jahren von uns gegangen. Und es wäre an uns, die wir sie kannten und verehrten, in Worte zu fassen, welches »Bild« von ihr wir bewahren. Noch fällt mir das schwer. Ihr »Nicht-mehr-Da-Sein« ist in meinem Gefühl noch nicht wirklich angekommen. Der Abschied bei unserer letzten persönlichen Begegnung im September 2012 in Bern, nach der Tagung der Rilke-Gesellschaft, war von der Gewissheit bestimmt, dass wir uns im Oktober 2013 in Marburg sehen würden. Noch zu Jahresanfang 2013 haben wir uns mehrfach der Vorfreude auf dieses Treffen versichert.

Dann ihr Anruf, einen Tag bevor sie, der Metastasen wegen, in die Klinik ging: die Erleichterung in ihrer Stimme, die ungewohnt verwaschen klang. Sie war erleichtert, mich doch noch persönlich erreicht zu haben, denn sie nahm Abschied. Sie wollte, dass wir voneinander Abschied nehmen. Heute weiß ich es. – Sie hatte allzu früh erfahren, was es heißt: ohne Abschied zurückzubleiben.

1924 in Tientsin (China) geboren und in Peking aufgewachsen, wo ihr Vater als Kanzler am Deutschen Generalkonsulat tätig war, hat Renate Scharffenberg 1938, im Alter von 14 Jahren, innerhalb von nur acht Tagen beide Eltern verloren, und auch eine Rückkehr in das Elternhaus im Park der Pekinger Gesandtschaft war nicht noch einmal möglich. Den tiefen Schmerz über diese nicht vorhersehbar gewordenen Verluste hat sie nie ganz verwunden, aber der Schmerz hat nicht ihr Leben

bestimmt. Schon damals, wie in vielen schwierigen Situationen später, hat sie es vermocht, nach ›vorn‹ zu schauen. »Es muss weitergehen«, war ihre Devise. Und diese Haltung des unbeirrten Nach-vorn-Schauens machte einen Teil ihrer starken, sehr selbständigen Persönlichkeit aus.

Nach Haushaltschule, Abitur (1942) und Arbeitsdienst begann die Literatur- und Theater-Begeisterte, die gern malte und Gedichte schrieb, im Frühjahr 1943 in Marburg Germanistik zu studieren – Marburg musste es unbedingt sein, weil dort Max Kommerell lehrte. Sie belegte dazu Geschichte und Anglistik, Kunstgeschichte und Kirchengeschichte. Es erscheint wie eine Fügung, dass an dem Tag, an dem der von ihr verehrte Max Kommerell starb, am 25. Juli 1944, die wichtigste Entscheidung für ihr ganzes weiteres Leben fiel: Die Bibliotheksrätin Dr. Ingeborg Schnack vereinbarte mit ihr einen mehrmonatigen Einsatz an der Marburger Universitätsbibliothek (statt eines erneuten ›Studentischen Kriegseinsatzes‹ in der Rüstungsindustrie), in dessen Folge Renate Scharffenberg nicht nur Ingeborg Schnacks engste Mitarbeiterin bei der Auslagerung (und nach dem Krieg der Rückführung) von Bibliotheksbeständen wurde, sondern schon bald auch in deren Haus aufgenommen war, in eine Wohngemeinschaft, aus der sich eine lebenslange Arbeits- und Lebensgemeinschaft entwickeln sollte. Renate Scharffenberg wurde zur Mitarbeiterin, Co-Herausgeberin und Co-Autorin der Rilke-Forscherin Ingeborg Schnack, mit dem Höhepunkt der *Rilke-Chronik* (1975), bevor sie mit eigenen – neben ihrer jahrzehntelangen Tätigkeit als Gymnasiallehrerin entstandenen – Editionen hervortrat.

Doch ehe es dazu kam, bedurfte es einer weiteren ›Fügung‹: der Begegnung mit Rilkes Verlegern, dem Ehepaar Anton und Katharina Kippenberg. Als diese im Juni 1945 im Gefolge der aus Leipzig abrückenden amerikanischen Truppen nach Marburg kamen, war es Ingeborg Schnacks Aufgabe, sie bei der Unterbringung und Sichtung der mitgeführten wertvollen Goethe- und Rilke-Sammlungen und des privaten Insel-Archivs zu unterstützen. Renate Scharffenberg wurde auch in diese Arbeit unmittelbar einbezogen. Von Sommer 1945 bis zu Anton Kippenbergs Tod im September 1950 war sie eine immer unentbehrlichere ›Assistentin‹ des Verlegers. »Sie [Ingeborg Schnack] war seine rechte, ich seine linke Hand«, so erinnerte sie sich 2010 in einem Interview. »Ich war damals Studentin im 6. Semester und von meiner Arbeit begeistert, denn ich hatte ja dadurch eine hervorragende Ausbildung an den Handschriften und Erstaussgaben.« Editorisch noch gründlicher geschult wurde sie dann bei ihren Hilfsarbeiten für Ingeborg Schnack, als diese mit der Herausgabe von vier Nachlass-Editionen Rilkes sowie der Ausgabe *Rilkes Leben und Werk im Bild* betraut wurde.

Renate Scharffenbergs eigene, dem Andenken Anton Kippenbergs gewidmete, Dissertation *Der Beitrag des Dichters zum Formwandel in der äußeren Gestalt des Buches an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert* sowie ihre erste Rilke-Herausgabe, Rilkes *Briefe an Axel Juncker* (1979), bezeugen die hohe Qualität dieser Ausbildung.

Die Nähe Ingeborg Schnacks und Renate Scharffenbergs zu Kippenberg und den Teilen seines in Leipzig verbliebenen Insel-Verlages habe ich dankbar zu spüren bekommen, als ich 1992 von Leipzig aus beider Lektorin wurde – für die zwei-bändige Ausgabe von Rilkes *Briefwechsel mit Anton Kippenberg* (1995), die große

erweiterte Ausgabe der *Rilke-Chronik* (1996), für die von Renate Scharffenberg herausgegebene Sammlung von Ingeborg Schnacks Schriften *Über Rainer Maria Rilke* zu deren 100. Geburtstag (1996) und für die, nach Ingeborg Schnacks Tod, von ihr allein zu Ende geführte Edition von Rilkes *Briefwechsel mit Magda von Hattingberg* (2000).

Nach Ingeborg Schnacks Tod verstand Renate Scharffenberg sich nicht nur als Sachwalterin der Freundin und erarbeitete in ihrem Sinne eine erweiterte Ausgabe der *Rilke-Chronik* (2009); es schien so, als würde sie nun souverän über ihrer beider Wissen zu Rilkes Leben und Werk verfügen. Ein Glücksfall für alle, die mit Fragen an sie herantraten! Ein Glücksfall aber wohl auch für sie, denn die Zeit der gemeinsamen Rilke-Recherchen blieb die erfüllteste Zeit ihres Lebens. Ich habe sie bei einer Wiederbegegnung mit dieser Zeit erleben dürfen: 2010 hatte sich die Möglichkeit eines neuerlichen Nachdrucks von Ingeborg Schnacks *Rilke in Ragaz. 1920-1926* ergeben. Der Nachdruck sollte im Juni 2010 erscheinen und von Renate Scharffenberg während eines Rilke gewidmeten Philosophie-Symposiums in Ragaz vorgestellt werden. Von den Nachwirkungen einer Operation noch geschwächt, hatte sie mich gebeten und eingeladen, sie dorthin zu begleiten. Ob im ›Taxis-Zimmer‹ des terrassenartig angelegten Gartens von Schloß Bothmar, ob auf dem Balkon mit Blick hinauf zur Ruine des Wartenstein, oder als sie sich von meinem Gang durch die Tamina-Schlucht berichten ließ, immer verbanden sich in ihrem Erzählen Rilkes Erlebnisse mit dem Aufspüren der Zeugen und Zeugnisse seines Erlebens. Renate stellte Rilke und Rilkes Ragazer Freunde für mich in Räume und Landschaften, aber sie stellte ebenso sich hinein und die liebevoll ›Ia‹ genannte Freundin Ingeborg Schnack, mit der sie all dies vor Ort recherchiert hatte.

Wenn ich mich noch einmal frage, welches Bild von Renate Scharffenberg mir bleiben wird, dann sehe ich sie, wie sie mich, auf ihren Rollator gestützt, in Ragaz erwartet. Sie stand da, sich bewusst aufrecht haltend, diszipliniert und schmucklos wie immer, aber geschmückt von ihrem wunderbaren, mädchenhaft anmutenden Lächeln. Offen, vorurteilsfrei und mit fast ungeduldiger Vorfreude sah sie dem entgegen, was die kommenden Tage ihr bringen würden.

Vera Hauschild